Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **30 (1948)**

Heft 17

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 30. April 1948 — Erscheint jeden Freitag — 30. Jahrgang Nr. 17

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Laßt uns den Eid des alten Bundes hören

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
— Wir wollen frei sein wie die Väter waren
— Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Friedrich Schiller in „Wilhelm Tell".

Schweizerische Demokratie ist Gemeinschaft

Wenn wir alles bedenken, erkennen wir im Willen zur Schweiz zu allen Zeiten den Willen zur Selbstverantwortung und Selbstbestimmung der kleinen Gruppe zusammengehöriger und miteinander verbundener Menschen gleicher Art. Aus diesem Willen ist die schweizerische Nation entstanden.

Die Schweiz ist immer noch, wie im Anfang, das Land der Gemeinden. Aus Gemeinden bauen sich die Kantone auf, aus Kantonen der Bund, und jede Gemeinde und jeder Kanton sind von den andern verschieden, sind Gemeinschaften eigenen Rechts und eigenen Charakters geblieben. Aus diesen Verschiedenheiten entsteht in der Schweiz die Einheit. Nicht Einheitlichkeit, sondern Einigkeit hält sie zusammen.

Je kleiner die Gruppen sind, desto besser können sie ihre Bestimmung erfüllen: den Menschen zum Herrn über sein Geschick zu machen. Die Landsgemeinde der Alpen, wo jeder den andern kennt, wo jeder daheim ist, bleibt das unvergängliche Symbol unseres Staates. Da sind Nachbarn Inhaber der Staatsgewalt, und Nachbarn bilden das kleine Volk. Das Land, das sie mit ihren Augen vor sich sehen, die Wiesen, die sie bebauen, die Dörfer und Wälder und Alpweiden, das ist zugleich ihr Vaterland und ihr Staatsgebiet. Land und Volk und Staat sind hier zur schaubaren, erlebten Einheit geworden.

Das gilt nicht nur von der Gemeinde. Auch in den Parteisektionen, den Kirchgemeinden, an der Arbeitsstätte, in den wirtschaftlichen und kulturellen Verbänden, überall, wo Menschen zusammenkommen, weil sie gleiche Bedürfnisse und Interessen haben und gleicher Art sind, weil sie zusammengehören, überall wird die Schweiz neu gegründet jeden Tag.

Denn in all den kleinen Gemeinschaften können sie im Bereich der Kompetenzen, die ihnen der Staat überläßt, frei sein und eines Willens. Sie wissen, daß nur die Föderation mit andern zu größeren Verbänden und Genossenschaften ihre eigene Gemeinschaft erhält. Sie schließen sich zusammen wie die Gemeinden in den Alpen und die Städte sich zusammengeschlossen haben in früherer Zeit, doch die Zeit ist noch nicht vollendet. Der Zusammenschluß zur Eid-Genossenschaft, der höchsten all dieser Genossenschaften, dauert weiter. Das ist die Gesamtheit aller einzelnen Menschen und aller Gruppen und Föderationen, die hier gesichert und geschützt sind, weil sie sich und ihre Freiheit selber schützen.

Jeder von uns ist verantwortlich. Auf uns allen ist der Staat aufgebaut; er gehört zu uns, wie wir zu ihm gehören. Wir verteidigen die Schweiz nicht, weil es uns befohlen ist, sondern aus uns selbst heraus, weil wir sie brauchen, weil unser eigenes Leben ohne die Schweiz und ohne die in ihr beschlossenen Heimat so stark verändert würde, daß es uns nicht mehr gefällt.

Heimat ist nicht nur die schöne Landschaft der Kindheit oder der Schutzort der Alten. In ihr ist alles enthalten, was wir in unser Dasein einbezogen haben: die Beziehungen zu den Menschen, zu den Institutionen und den Dingen der persönlich erlebten Umwelt. Die Heimat wächst und wandelt sich mit uns; sie ist die natürliche Gemeinschaft, in der wir geborgen sind, eng oder weit nach unserer Kraft. Wir selber schaffen sie, sie ist Teil unseres Lebens.

Der Staat, der dem Menschen die Heimat sichert, erfüllt seine höchste Bestimmung. Solange die Schweiz festhält an der Selbstbestimmung der Gruppen und Bünde, bedeutet das Recht für den Schweizer nicht eine außer ihm stehende Macht, das Vaterland nicht nur ein unabsehbares Staatsgebiet, das Schweizervolk nicht nur eine Vielzahl von Menschen, von denen der eine dem andern fremd bleibt. Es ist sein eigenes Land, das Volk, in dem auch seine Stimme zählt, seine Gemeinde, sein Kanton, sein eigener Bund.

Der Wille zur Schweiz ist nichts anderes als der Wille zu uns selber; die Einheit der Nation ruht auf jedem von uns. Wir wollen, daß es so sei und so bleibe!

Hermann Weilenmann,
aus „Zusammenschluß der Eidgenossenschaft"

Wie die Bundesverfassung von 1848 entstand

Eine historische Skizze zur bevorstehenden Hundertjahrfeier

Nach zeitgenössischen Quellen bearbeitet von F. Kasser

Noch während der Vorbereitungen zum Sonderbundskrieg (1847) bestellte die „Hohe eidgen. Tagsatzung" eine sog. Bundesrevisionskommission, die das verfassungsrechtliche Fundament, zu entwerfen hatte, auf welchem der Ausbau des eidgenössischen Staatswesens bis in unser Jahrhundert hinein beruhte. 23 Mitglieder gehörten ihm an, jeder Kanton war darin durch je einen Repräsentanten vertreten mit Ausnahme von Appenzell-Innerrhoden und Neuenburg, die nicht in dem Ding sein wollten. Die Vollmacht, eine solche Revisionskommission zu ernennen, hatte der altehrwürdigen Tagsatzung niemand erteilt. Sie maßte sich hier ein Recht an, das ihr zum mindesten nicht ohne weiteres zustand. In dieses Gremium wurden ausschließlich Tagsatzungsherren gewählt. Wer nicht der sterbenden Tagsatzung angehörte, kam überhaupt nicht in die illustre Gesellschaft hinein. Dem Wunsch weiter Kreise nach einem vom Volke gewählten eidgenössischen Verfassungsrat, den namentlich die Radikalen Berns mit allem Nachdruck und eiserner Konsequenz verfochten, glaubte man kein Gehör schenken zu sollen. Immerhin möchten wir das Gesicht dieser Kommission nicht allzu düster malen: Bis zu einem gewissen Grade spiegelte sie die in unserem Lande damals herrschenden politischen Strömungen durchaus zutreffend wider: Der Radikalismus war vertreten durch den mit sozialistischen Ideen liebäugelnden Waadtländer Henry Druey, durch den Genfer Obersten Rilliet-Constant, einen Mitstreiter des mächtigen Genfer Volkstribunen James Fazy, und mehr oder weniger durch den damaligen Landammann und Berner Regierungsrat Ulrich Ochsenbein, der das radikale bernische Freischarenregiment vertraut und das ganze Kollegium auch präsidierte. Die konservativen, entschieden föderalistischen Auffassungen der innerschweizerischen Kantone, verfochten mit mehr oder weniger Glück und Geschick der Urner Regierungsrat und spätere Bundesrichter Jauch, der Nidwaldner Louis Wyrsch, der Obwaldner Landammann Al. Michel und der an den Sitzungen meist durch Abwesenheit glänzende Schwyzer Großratspräsident Dr. Diethelm, während das protestantisch-konservative Element durch den baselstädtischen Ratsherrn Fürstenberger vertreten wurde. Der maßgebliche Einfluß bei diesen Revisionsberatungen kam allerdings, abgesehen vielleicht vom Schlage des Zürchers Jonas Furrer, des St. Galler Landammanns W. M. Näff, des hervorragenden Thurgauers Kern, des Solothurners Munzinger und des Aargauer Obersten Friedrich Frey-Hérosée zu, also persönlichkeiten, die noch im gleichen Jahr zu höchsten Chargen im neuen Bund aufsteigen sollten. Allzu ideal darf man sich den Verlauf dieser Revisionsberatungen, die am 15. Februar 1848 begannen und am 8. April abgeschlossen wurden, nicht etwa vorstellen. Der Geist, der zuweilen das verfassunggebende Kollegium beseelte, war oft alles andere als erfreulich. Bei der totalen Verschiedenheit der grundsätzlichen Anschauungen und dem üppig ins Kraut schießenden Kantonalegoismus erscheint dies wenig verwunderlich. Man stritt sich über alles und jedes, lediglich über das Frauenstimmrecht schien man sich stillschweigend einig zu sein, ob man nun radikal, liberal oder konservativ war. Man bereitete ihm, ohne es in den Revisionsberatungen überhaupt nur zu erwähnen, ein stilles Begräbnis. Wir sagen ausdrücklich Begräbnis, weil immerhin die bernische Staatsverfassung von 1831 ein gewisses Mitspracherecht wenigstens der begüterten Frauen gekannt hatte. Die Kluft zwischen dem Volk und den „Hofräten", die man die Revisionsberatungen im Volk gelegentlich titulierte, vergrößerte sich noch, als gleich zu Beginn der Beratungen beschlossen wurde, die Verhandlungen geheim zu führen.

Die zentrale Aufgabe des spottumwobenen „Geheimkabinetts" bestand darin, eine dauerhafte Synthese zwischen dem alten föderativen System und dem Einheitsstaat zu finden. Diese Erkenntnis setzte sich freilich erst nach und nach durch. Viele, und nicht die schlechtesten, hielten eine solche Aufgabe freilich für völlig unlösbar. Manche vermochten hieran so wenig zu glauben wie an das Goldmachen oder an eine Lösung der Quadratur des Zirkels. Entweder Einheitsstaat od. Beibehaltung des alten föderalistischen Systems. Für das letztere trat der Basler Fürstenberger, natürlich nebst den katholischen Innerschweizern ein, und wünschte lediglich „einige nötige und nützliche Abänderungen als nachträgliche Bestimmungen zum Fünfzehnerbund". Eine solche „Revision" lehnte begreiflicherweise die liberal-radikale Mehrheit der Kommission ab, freilich erst nach Kämpfen, in denen das vom Berner Ochsenbein mit weiser Mäßigung gesteuerte Revisionsschiff nur zu oft unter den brandenden Wogen des beschränktesten Kantonalegoismus zu kentern drohte.

Wie die Revisionisten von 1832 gelangte man zur Form des Bundesstaates. Man hielt also nach wie vor an der „Souveränität" der Kantone fest, beschnitt diese jedoch nicht unerheblich und ordnete sie der neuen „Bundessouveränität" unter. Die Synthese, zu der man sich endlich durchrang, fand ihren sichtbarsten Ausdruck bei der Einrichtung der obersten Bundesgewalt, wobei das Repräsentationsverhältnis der Kantone hier das eigentliche Kernproblem darstellte. Die kleinen Kantone wehrten sich zwar zunächst noch hartnäckig für die „gute alte Tagsatzung", während andere einem ausgeprägten Zentralismus das Wort redeten Als vermittelnde Lösungen wurden empfohlen eine „Tagsatzung mit Kantonalvertretung nach der Größe der Stände, eine einzige Kammer aus Volks- und Standesvertretern und eine Kammer mit Vetorecht der Kantone." Alle diese immer auf dem Einkammersystem basierenden Vorschläge wurden mit aller Gründlichkeit durchexerziert, doch konnte man unter ihnen keinen brauchbaren finden, d. h. keinen, der sowohl dem „nationalen" wie dem „kantonalen" Prinzip genügend Rechnung getragen hätte. Nach langem Markten und Feilschen verfiel man auf die Idee des Zweikammersystems, welches diese beiden wichtigen Voraussetzungen zu erfüllen schien. Freilich wies man nicht ganz mit Unrecht darauf hin, daß das Zweikammersystem in keiner Weise den geschichtlichen Ueberlieferungen unseres Landes entspreche und man eigentlich mit ihm gar keine Erfahrungen habe. Erst nach einer wahren „Zangengeburt" — die Kommission entschied mit 11:10 Stimmen — trat diese Einrichtung ins politische Leben der Eidgenossenschaft, um sich im großen und ganzen bis auf den heutigen Tag zu bewähren. Die beiden Kammern bezeichnete man zunächst als Repräsentantenrat" und als „Tag-

Die Freiheitsbewegung von 1848 in Deutschland

Erinnerungen meiner Mutter
mitgeteilt von Anna Roner

Dieser und jener mag fragen: was gehen uns Erinnerungen an das „Tolle Jahr" an, das jenseits unserer Grenzen die Gemüter aufwühlte? Nun, wurden wir nicht auch Nutznießer dieser Bewegung, die sich gegen die Willkür des Gottesgnadentums richtete, einer Bewegung, die mit Militärgewalt niedergeschlagen, edelste Geister ihrer Heimat beraubte. Das gilt in erster Linie für unser Eidgenössisches Polytechnikum, das berühmte Männer der Wissenschaft, die draußen heimatlos geworden, freudig nach Zürich berief. Wir dürfen nur an Gottfried Semper denken, den Erbauer des Polytechnikums und der Sternwarte, des Hauptbahnhofs Zürich und des Stadthauses Winterthur. Der Unwille über die herrschenden Zustände hatte ihn, der mit deutschen Fürstenhöfen verbunden war und eine glänzende Zukunft vor sich hatte, veranlaßt, in Dresden den Bau der Barrikaden zu leiten. Als die Revolution fehlschlug, mußte er fliehen, so gut wie Richard Wagner, dem das Verdienst zukommt, die hiesigen Behörden auf Semper aufmerksam gemacht zu haben. Und noch viele solcher „Emigranten" haben dem Schweiz. Kulturleben großen Gewinn gebracht!

Wer kennt nicht unsere Bolleystraße? Sie erinnert an einen Mann, der wie viele deutsche Jünglinge, von der Pariser Juli-Revolution erregt, in verbotenen Studentenverbindungen für ein einiges und freies Deutschland geschwärmt hatte. Nach abgesessener Festungshaft vollendete Bolley zwar seine Studien in technischer Chemie und verwandten Wissenschaften, sah aber ein, daß ihm seiner „gefährlichen Gesinnungen wegen" in Deutschland kein Fortkommen blühe. Auch ihn, der sich in Aarau schon als ganz hervorragender Lehrer betätigt hatte, rief Zürich, wo er sein vielseitiges Wissen voll auswerten konnte und zeitweise als Direktor des Polytechnikums wirkte.

Noch ein berühmter Name, herausgegriffen aus den Reihen der vielen, die gerne kamen: Friedrich Theodor Vischer, der berühmte Aesthetiker. Er gehörte nicht zu den Verfolgten, aber er zog, die Rede- und Meinungsfreiheit der Schweiz dem reaktionären Muckertum seiner schwäbischen Heimat vor.

Eine reiche Saat von Denken und Wissen ist in jenen Jahren von den Höhen des Schinhut aus- und in Köpfe und Herzen begeisterungsfähiger Jugend eingegangen. Vieles ist heute überholt, und doch lebt vielleicht noch manches Samenkorn aus jener Blütezeit des Geistes. — Der Name eines Mannes, dessen erzieherische Arbeit den Kindern, von den Erstkläßlern an, gewidmet war, lebt bestimmt noch in der Erinnerung vieler: Fritz Beust. Als echter „Achtundvierziger" blieb er auch im fremden Land seinen Idealen treu, er wurde Schweizer und legte den Adel ab. Schon als preußischer Leutnant hatte er „erziehen" wollen, nicht „drillen". Nun errichtete er, nicht ohne Sorg' und Mühen eine Schule, in der Anschauungsunterricht oberster Grundsatz war. Noch heute mag in manchem Hause eines jener Reliefs hängen, welches die größeren Kinder von Gegenden anfertigen durften, in die sie Schulreisen geführt hatten. Durch diese, sozusagen aus dem Nichts geschaffene Anstalt sind hunderte von Schülern aus vielerlei Ländern gegangen. Auch ich habe dazu gehört, denn meine Mutter war die Schwägerin von Fritz Beust.

Und nun mag meine Mutter selbst das Wort ergreifen, sie, die sich noch im hohen Alter ihr jugendliches Feuer bewahrt hatte. Vorausschicken muß ich nur noch, daß man damals unter „demokratisch" eine Gesinnung verstand, die jede Willkür von oben verdammte und nach einer gesetzesmäßigen Verfassung verlangte. Nicht einmal an eine Republik dachten die damaligen Demokraten, nur an eine konstitutionelle Monarchie.

*

Zürich, im Februar 1907

Künftiges Jahr um diese Zeit werden es sechzig Jahre, seit das sogenannte „Tolle Jahr" wie ein reinigender Sturmwind über die Länder fuhr, aufgespeicherten Unrat hinwegfegend und Platz schaffend für Hoffnungsfreudigkeit und Tatenlust. Vorbereitet in aller Stille hatte sich's längst. Ich erinnere mich noch gut der Stimmung, die in demokratischen Kreisen, zu denen unsere engere Familie gehörte, herrschte, wo die Zeit der Demagogenhetze noch nicht vergessen war und auf Wiedervergeltung gesonnen wurde. Ich lebte mit einer älteren Schwester und meiner verwitweten Mutter — mein Vater, Freiheitskämpfer gegen Napoleons Fremdherrschaft, war früh an den Folgen der im Felde erlittenen Strapazen gestorben — auf der Oberförsterei meines Onkels in Tauten am Niederrhein. Ich erinnere mich noch gut, wie meine Mutter Vormünde suchte und fand, junge Leute, die wegen verbotener Schriften oder Bücher für Jahre in die Zitadelle des benachbarten Wesel eingesperrt waren, zu besuchen und Nachrichten zwischen ihnen und ihren Angehörigen zu vermitteln.

Als wir Mädchen heranwuchsen, durften wir zuweilen für einige Tage zu Bekannten demokratischer Gesinnung nach Wesel, wo es Offiziersbälle und andere „großstädtische" Belustigungen gab.

Mitternacht — drei Kanonenschüsse von der Festung: ein Politischer ist entflohen! Wir hatten es munkeln hören, an einer bestimmten Ecke wartete eine Droschke, in Tanten stand Tag und Nacht ein gesatteltes Pferd im Stall, die holländische Grenze war nah . . . jetzt durchfuchte die bewaffnete Macht mit blitzenden Helmen die demokratischen Häuser von Wesel, während der Entflohene wohl schon längst in Sicherheit war. Wir Mädchen fanden diese Ereignisse sehr plaisierlich, aber die Zeit warf bald auch auf unsere Stimmung düstere Schatten. Meine Schwester war die Braut des Leutnant J. Beust, der seiner freisinnigen Anschauungen wegen auf der schwarzen Liste stand. Jetzt erlebten wir seine Verhaftung! Man hatte in seiner Wohnung freisinnige Zeitschriften als „staatsgefährlich" beschlagnahmt. Nun saß er in der Zitadelle, durfte keinen Menschen sehen und wartete! Wartete verzweifelt auf die Anklage, die immer nicht kommen wollte. Gleichgestimmte Freunde waren längst entlassen und in entfernte Garnisonen versetzt.

Inzwischen war das Jahr 48 angebrochen, das man heute wohlweise das „Tolle Jahr" nennt. Und doch war es das herrlichste, das beste, denn es verband

satzung", erst später hieß man sie „Nationalrat" und „Standerat".

Auf die weiteren bedeutenden Neuerungen des Verfassungswerkes von 1848 gehen wir hier nur ganz stichwortartig ein: Durch die Schaffung des Bundesrates als der eigentlichen administrativen und vollziehenden Gewalt des Bundes half man einem der meistempfundenen Mängel ab. Eine der verdienstlichsten Errungenschaften des neuen Bundes bildete die Schaffung des Bundesgerichts, das einesteils als „Zivilgericht" anderenteils als „Kriminalgericht" zu urteilen hatte. Als Zivilgericht hatte es zu entscheiden über Streitigkeiten zwischen dem Bund und einem Kanton sowie auch über Streitigkeiten zwischen dem Bund und Korporationen oder Privaten, wenn die Summe beträchtlich und der Bund Beklagter war. Bei der Beurteilung von Kriminalfällen sah man die Zuziehung von Geschwornen vor. Aus den „allgemeinen Bestimmungen" des neuen Verfassungswerkes heben wir den „Schutz der Rechte und der Freiheit der Eidgenossen" und die „Beförderung ihrer gemeinsamen Wohlfahrt" hervor, Dinge, von denen im Fünfzehnerbund noch so gut wie nichts stand. Der Bund beanspruchte für sich das Recht „öffentliche Werke zu errichten oder die Errichtung derselben zu unterstützen", sofern dies „im Interesse der Eidgenossenschaft oder eines großen Teils" derselben liegen würde. Den „neuralgischen Punkt" im Verfassungswerk bildeten, nebst dem erwähnten Zweikammersystem, die materiellen Fragen und unter diesen ganz besonders die Neuordnung des Zollwesens, welches nun zentralisiert wurde. In allen Kantonen hob man die auf dem Transit lastenden zollartigen Gebühren wie Zölle, Weg- und Brückengelder usw. auf und verlegte sie an die Schweizergrenze. Die bisherige eidg. Grenzgebühr wurde in der bestehenden Form aufgehoben und statt all dieser Gebühren ein neuer eidgenössischer Grenzzoll bezogen. Die Kantone wurden für den Verlust ihrer Kantonszölle entschädigt. Freilich bildete der Grundsatz, Form und Ausmaß dieser Entschädigung bei den Verfassungsgegnern, namentlich im Kanton Bern, eine nur zu willkommene Angriffsfläche. Das Postwesen verwandelte man von einem kantonalen in ein eidgenössisches Regal, womit die verkehrsstörenden Postkriege zwischen den Kantonen endlich ein Ende fanden. Befreiend empfand man wohl ziemlich allgemein die Reform im Münzwesen: Gab es doch bis vor 100 Jahren nicht weniger als 297 einheimische Münzsorten, daneben kursierten noch viele fremde unterwertige Münzen. Diesem Chaos bereitete man gleich in den ersten Jahren des jungen Bundes ein Ende. Die Berner Dublonen und Dukaten, die Zürcher Schillinge, Böcke, Gulden und Taler, ferner die Blutzger Soldi, Kreutzer, Denari und Pfennige mußten damals den Gang alles Irdischen gehen. Das neue Münzwesen bürgerte sich rasch ein, allerdings forderte das „Frauenzimmer" mit dem zu lang geratenen Arm auf den Silbermünzen noch recht oft den Volkswitz heraus. Auch Maß und Gewicht fanden ihre Vereinheitlichung. Immerhin folgte das Bundesgesetz über die neue Maß- und Gewichtsordnung weniger rasch als das neue Münzwesen. Im Militärwesen ging man behutsam vor: Die Revisionskommission schlug hier die Ausdehnung der Bundesbefugnisse auf den gesamten militärischen Unterricht vor, sowie die Lieferung eines Teils des Kriegsmaterials durch den Bund. Eingangs ins neue Staatsgrundgesetz fand ferner der altschweizerische Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht. Ausdrücklich verbot man dem Bund dagegen die Haltung stehender Truppen, anderseits war es den Kantonen gestattet, ein stehendes Heer von maximal 300 Mann zu halten. Im Bildungswesen statuierte man die Bundesbefugnis eine Universität und ein Polytechnikum zu errichten. Im übrigen triumphierten hier mit Recht fast auf der ganzen Linie die Föderalisten. Einen sehr wesentlichen Vorzug des Entwurfs bildete die weitgehende Möglichkeit einer Revision der Verfassung. Der Bund von 1815 gestattete eine solche nur, wenn alle Stände damit einverstanden waren, machte eine Revision also praktisch so gut wie unmöglich. Jetzt bestimmte man, daß die Bundesverfassung jederzeit revidiert werden könne, daß sobald nur eine Kammer der Bundesversammlung oder 50 000 Schweizerbürger die Revision verlangten, die Frage dem Volke zur Abstimmung unterbreitet werden müsse. Die revidierte Verfassung galt als angenommen, wenn nebst der Volksmehrheit mindestens 12 Stände sich für diese aussprachen. Damit glauben wir auf einige der wichtigsten Punkte des Entwurfes der „geheimen Hofräte" hingewiesen zu haben. Nun ging das Verfassungsprojekt an die kantonalen Behörden, die 25 Regierungen und Parlamente resp. Landsgemeinden, die jetzt ihrerseits Stellung zu nehmen und die Instruktionen für ihre Tagsatzungsgesandten auszuarbeiten hatten.

Kirche, Rundfunk und Presse

Wir entnehmen dem Protokoll der Kirchensynode des Kantons Zürich folgende interessante Ausführungen aus einem Postulat Wild über die größere Inanspruchnahme von Rundfunk und Presse im Dienste der evangelischen Wort-Verkündigung:

Seit Ostern 1946 wird jeden Sonntag durch den Landessender eine Radiopredigt verbreitet. Die Kirche scheint aber die ihr durch den Rundspruch gegebene Gelegenheit, mit ihrer Verkündigung an einen ungeahnt großen Kreis von Hörern zu gelangen, noch nicht begriffen zu haben. Bedenkt man diese Gelegenheiten und Möglichkeiten, dann muß einen die Armseligkeit, mit der wir die Weitergabe des Wortes mit den überlieferten Mitteln und Formen betreiben, bedrücken. Wären wir ganz ergriffen von der Frohbotschaft, so würden wir alles daran setzen, um sie auf dem besten Weg möglichst vielen zuteil werden zu lassen. Sind wir es aber noch nicht und folgen wir erst als Suchende Christus nach, so stehen wir doch unter seinem Wort: „Gehet hin, machet alle Völker zu Jüngern und tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie alles halten, was ich euch befohlen habe" (Matth. 28, 19—20). — Die Aufgabe, die der Kirche bei vermehrter Inanspruchnahme des Rundspruchs für ihre Zwecke zufällt, hat sich in erster Linie nach dem Bedürfnis derjenigen Hörer zu richten, die zufolge ihrer örtlichen Gebundenheit oder Abgeschiedenheit einen Ersatz für die Teilnahme an den kirchlichen Veranstaltungen in den verschiedenen Kirchgemeinden suchen und auf diesem Weg ihr Verlangen nach Mithören in der Gemeinde befriedigen müssen. Das heißt für die Kirche, daß sie die Abhaltung von Radio-Abendgottesdiensten unter der Woche und, im Winter wenigstens, die Durchführung von Radiosendungen, die inhaltlich den bei Männer- und Frauenabenden behandelten Themen entsprechen, an die Hand nehmen und sich auch mit Sendungen belehrenden oder allgemein interessierenden Inhalts in evangelischer Sicht befassen sollte. Es ließe sich auch an eine Stunde Bibelarbeit mit einer Jugendgruppe denken. Am Reformationssonntag könnte in einer besonderen Sendung der Bedeutung des Tages für uns Evangelische gedacht werden. Daneben wäre regelmäßige Berichterstattung über Probleme, Veranstaltungen und Vorgänge aller Art in in- und ausländischen Kirchen sowie in der Diaspora wünschenswert.

Durch solche Radiosendungen würde nicht nur denen gedient, die Verlangen darnach haben, sondern es würden außerdem damit viele erreicht, die nicht viel für die Kirche und ihre Verkündigung übrig haben; und solche, die aus Angst, von ihrer Umwelt als Frömmler bezeichnet zu werden, der Kirche fern bleiben, könnten unbekümmert darum innert ihrer vier Wände die Botschaft mit anhören. Der Gefahr, daß durch vermehrte Sendungen die Zahl der wirklichen Predigtbesucher vermindert würde, steht der große Gewinn der Erreichung Ungezählter gegenüber und die Hoffnung, es werde in ihren Herzen der Same der evangelischen Botschaft gelegt und etwa in einem der Wunsch geweckt, selbst als eifriges Glied einer Kirchgemeinde anzugehören. — Der Rundspruch ist ein wichtiges Werkzeug unserer Zeit zur Verbreitung von Gedankengut und zur Beeinflussung der Massen. Sorgen wir, daß es ein Werkzeug zum Guten sei! Auch die Katholiken bedienen sich desselben für ihre Zwecke, hat doch vom 14. bis 17. Oktober dieses Jahres in Freiburg eine Studienwoche über Radioprobleme stattgefunden, zu welcher Vertreter aus 21 Ländern, darunter offizielle Delegationen des Episkopates verschiedener Staaten gemeldet waren und an welcher die neuesten technischen Fortschritte auf dem Gebiet des Rundspruchs dargelegt und verschiedene in diesem Zusammenhang sich stellende Fragen vor allem vom katholischen Standpunkt aus zu lösen versucht wurden. Es wäre zu wünschen, daß sich der Evang. Kirchenbund auch mit diesen Fragen befassen und prüfen würde, wie eine vermehrte Inanspruchnahme des Rundspruchs für die Zwecke evangelischer Wortverkündigung ausgewertet werden könnte. Soll das Kleinod der biblischen Botschaft durch den Ansturm weltlicher Ideologien nicht verschüttet werden, dann darf die Kirche nicht mehr länger zuwarten mit der Verwirklichung des hiemit gestellten Postulates.

Vom Danken

Der Aufsatz „Vom Geben" im „Schweizer Frauenblatt" zwingt mich zu einer Erwiderung. Ich muß die unglücklichen Reichen, die samt und sonders schwer haben ins Reich Gottes einzugehen, die „armen, phantasielosen Reichen", wie die Verfasserin sie nennt, ein wenig in Schutz nehmen, denn Ida Frohnmeyer geht hart mit ihnen um und sagt, daß sie im Allgemeinen viel weniger zu geben verstehen als die Armen. Sie nimmt sozusagen alle ins gleiche Band, als ob unter ihnen keine fröhlichen Geber zu finden wären, die Gott lieb hat. Sie weiß offenbar nicht, daß die Rechte oft nicht vernimmt, was die Linke tut, und daß viele Brünnlein im Stillen gespiesen werden.

Ich aber weiß, daß es in der Welt und zwar in allen Ständen, also auch bei den Reichen, weniger an der Hilfsbereitschaft und am freudigen Geben fehlt, als an der Kunst der Beschenkten, von Herzen dankbar zu sein. Erziehen wir uns, unsere Hausgenossen, unsere Kinder zur wahren innern Dankbarkeit für alle empfangene Güte, und die Welt wird schöner mit jedem Tag. Arm und Reich wird hilfsbereiter, freigebiger, freundlicher sein, denn „es gibt verschiedene Kleider in der Welt, seidene und zwilchene, aber es gibt nur ein Menschenherz", und das ist dankbar für die Dankbarkeit und wird schmerzhaft berührt durch den Undank, gegen den es sich mit der Zeit wappnet durch Verhärtung und Gefühlslosigkeit.

Warum sind liebevoll erzogene Kinder meist gutherzig und freundlicher Art? Warum bereiten sie gern andern eine Freude? Weil sie selten umsonst auf ein freundliches Dankeswort warten müssen. Warum sind alte Leute oft hart und vergrämt? Infolge der vielen Enttäuschungen, denen häufig die Undankbarkeit der Mitmenschen zu Grunde liegt. Wo liegt mehr Bitterkeit als in den Worten: „Nid emol merci het's mr gseit!" Was aber ist Balsam für ein wundes Gemüt? Ein unerwarteter Beweis von Dank und Anerkennung.

Warum wird aus der liebevollen Seele eine „geizige alte Jungfer", die in den Augen der Jungen kaum mehr eine Lebensberechtigung hat, weil sie nicht mehr mit vollen Händen gibt? Das Schenken war ihr früher ein Bedürfnis, sie gab nicht um des Dankes willen, nein, sie wollte helfen und Freude bereiten. Ihre Gaben, ihre Dienste wurden gerne angenommen, aber ihre Güte fand keinen Widerhall, nun fürchtet sie sich vor neuen Enttäuschungen. Für sie bedeutet Geben nicht mehr Seligkeit.

Wenn der Reiche schwerer ins Himmelreich kommen soll als ein Kamel durchs Nadelöhr, so sollen auch die Undankbaren Mühe haben hineinzugelangen, denn sie sind schuld, wenn mancherorts die Hilfsbereitschaft zu fehlen beginnt, und wenn die Quellen nicht mehr fließen wollen.

Der Undank tötet die Liebe, und ist die Liebe tot, so kann sie nicht mehr beglücken. Der wertvollste Acker wird zur Einöde, wenn kein Regen mehr fällt, der beste Ofen bleibt kalt, wenn er nicht gespiesen wird, und was für die fruchtbare Erde der Regen was für den Ofen das Feuer, das ist die herzliche, aufrichtige Dankbarkeit für ein gütiges Herz, auch wenn sie sich nur in freundlichen Worten, in einer kleinen Aufmerksamkeit äußert. Aus dem Dank der Empfangenden schöpft die Liebe neue Kraft und neue Freude zum Schenken im ewigen Kreislauf.

J. H.

Politisches und Anderes

Um Palästina

Während in den illustrierten Blättern zu sehen ist, wie englische Truppen aus Palästina zurückgenommen und in ihre Heimat spediert werden, dehnen sich die Gefechte zwischen Juden und Arabern zum Kriege aus. Nachdem Araber jüdische Viertel in Jerusalem zerstörten, haben jüdische Truppen nun die Stadt Haifa besetzt. Im Sicherheitsrat der Vereinigten Nationen wird die verworrene Sachlage immer wieder besprochen und neuerdings hat der Rat mit acht Stimmen, bei Stimmenthaltung von Sowjetrußland, der Ukraine und Columbien beschlossen, sofort eine Dreierkommission für die Erreichung eines Waffenstillstandes einzusetzen. Die Konsule von USA, Belgien und Frankreich, die in Jerusalem amten, sind mit dieser heiklen Aufgabe betraut worden und sollen innert vier Tagen über ihre Tätigkeit dem Rat berichten.

Frau Eleanor Roosevelt

ist Ehrendoktor der Universität Utrecht geworden. Die Rechtsfakultät der Universität war gut beraten, diese hervorragende Frau zu ehren, die auf den Gebieten der Staatskunst, der Volkswirtschaft und der Wohlfahrtspflege gleichermaßen „eingearbeitet" ist und ihre ganze Kraft heute wie seit Jahren einsetzt, Brücken zu bauen zwischen den Volksschichten ihres Landes und den Völkern aller Kontinente.

Ein Hindernis weniger

Zwischen der Schweiz und Liechtenstein einerseits und Frankreich mit seinen Kolonien in Afrika andererseits wird ab 1. Mai 1948 der Visumszwang aufgehoben. Nur ein Paß wird vorgezeigt werden müssen. Wer allerdings eine Stelle antreten oder auf den Gebieten von Handel, Industrie, Gewerbe als Niedergelassener selbständig erwerbstätig sein will, hat sich um ein Konsularvisum zu bemühen.

Einträgliche Steuerpraxis

Gerne hören wir, daß, laut bundesrätlicher Botschaft, die eidgenössische Gesamtrechnung mit einem Einnahmenüberschuß von 320,4 Millionen Fr. abschließt. (Es sind z. B. 377 Millionen aus Zöllen, 895 Millionen aus allgemeinen Steuern, 87 Millionen aus der Tabaksteuer und 10 Millionen aus der Biersteuer eingegangen). Der große Mehrertrag aus Zöllen wird ausschließlich den großen Importen zugeschrieben, die nicht jedes Jahr zu erwarten sein werden. Der Bundesrat beantragt, den ganzen Rechnungsüberschuß zur Abtragung des Schuldenüberschusses zu verwenden, der nach dieser Zuwendung immer noch 8159 Millionen Franken betragen wird.

... und einträgliches Lotteriewesen!

Bekanntlich haben sich, da das Lotteriewesen sich blühend ausgewachsen hat, etliche Kantone zur interkantonalen Lotteriegenossenschaft zusammen getan. Dem Kanton Zürich sind pro 1947 aus dem Ertrag 836 386 Franken (1946: 741 955.—) zugefallen. Durch Kantonsratsbeschlüsse sind in neun Zuwendungen total 573 000.— Fr. an gemeinnützige und kulturelle Institutionen gegeben worden; dazu werden weitere 242 000.— Fr. durch Regierungsratsbeschluß verteilt. Am Jahresbeginn stand immer noch ein Fonds von 712 000.— zur Verfügung. Wir ermessen aus solchen Zahlen, wie groß der Umsatz respektive der für Lose ausgegebene Betrag sein muß!

Immer mehr Schnaps!

In den Jahren 1939/40 war der Schnapskonsum in der Schweiz eine Folge des eidgenössischen Alkoholgesetzes und der mit ihm verbundenen Aufklärung — von 6 Liter pro Kopf der Bevölkerung auf je 2,21 Liter gesunken. 1945/46 ist er aber wieder auf 3,05, das heißt um 40 Prozent gestiegen. Man schreibt diesen Anstieg dem vermehrten Konsum von Schnäpsen in Bars und Dancings und durch die Hausbar zu.

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Ist jemand in Ihrer Familie reizbar und nervös? Dann während längerer Zeit zum Frühstück und vor dem Schlafengehen eine Tasse Ovomaltine.

alle, die sich sonst ferngestanden, in dem Gefühl, daß der Einzelne nichts gilt, wenn er nicht dem Ganzen dient. Da schwand jeder Egoismus, alle Menschen erfüllte ein freudiger Opfermut, alles Kleinliche fiel von uns ab. Da kam die Nachricht von der Februarrevolution in Paris! Ich sehe noch meine Mutter, wie sie auf die Straße eilt und die Hände zum Himmel erhebt mit den Worten: „Die Sterne da oben können es sehen, und wir stehen hier müßig! Will denn der deutsche Michel nicht erwachen?" Nun kamen täglich Nachrichten, wie es überall sich regte, wie Throne wackelten, wie aber auch das tapfere Volk und seine Führer mißhandelt wurden. Das war Oel ins Feuer! Und da kam der 18. März! Telegraphieren konnte man damals noch nicht; wie die Nachricht von den Berliner Straßenkämpfen nach Xanten kam, weiß ich nicht mehr. Sie brachte aber das ganze Städtchen in Aufruhr, bis auf wenige Schwachköpfe, denen um ihre paar Pfennige bange war, denn für sie war der Begriff „Revolution" eins mit Plünderung und Mord. Was doch nur auf höheren Befehl von wohldisziplinierten Soldaten ausgeführt zu werden pflegte! Abends kam fast die ganze männliche Bevölkerung in feierlicher Marschordnung vor unser Haus, und ein Chor sang begeistert Freiheitslieder. Die Leute kannten unsere freiheitlichen Ideen und unseren Zusammenhang mit dem Leutnant von Beust, der in der Zitadelle saß. Daher die Ovation.

Nach wenigen Tagen stand der Gefangene plötzlich vor uns: „In Gnaden entlassen" samt dem endlich bewilligten Abschied aus preußischen Diensten, um den er schon lange nachgesucht hatte. Man war in Verlegenheit gewesen, wie ihm den Prozeß machen, da kein genügender Grund dafür vorlag. Solange er Militär war, hatte man ihn besser in der Gewalt gehabt. Jetzt aber, wo der Reaktion der Boden unter den Füßen schwand, wo der romantische König von Preußen sich entblößten Hauptes vor den auf den Barrikaden für ein befreites Vaterland Gefallenen zeigen mußte, da wußten die Tröpfe nicht mehr aus noch ein, da regnete es Versprechungen, die nicht gehalten und heilige Schwüre, die gebrochen wurden. Oh, Schmach!

Gearbeitet wurde nicht in jenen Tagen. Alles Materielle war vergessen, man teilte brüderlich mit denen, die weniger hatten, man war besser, und das brachte die Stimmung des „Tollen Jahres" mit sich. Käme nur eine solche Tollheit wieder über die Menschen!

Nun wurden in allen Häusern schwarz-rot-goldene Fahnen genäht. Ich häkelte Kokarden, und unsere Haustür stand den ganzen Tag nicht still vor den vielen Leuten, die kamen und um eine „deutsche" Kokarde baten. Ich weiß nicht, wie manches Hundert ich fabrizierte.

Der katholische Pfarrer veranstaltete ein Hochamt für die in Berlin Gefallenen, verbunden mit einer Opfergabe für die Hinterbliebenen. Unsere Fahne, als die schönste, wurde dazu erbeten. Sie stand, von schwarzem Flor halb umhüllt, über die Opferschale geneigt, mitten im Chor vor dem Hochaltar, wo die Messe mit drei Geistlichen gelesen wurde. Der große gotische Xantener Dom war gedrängt voll von Katholiken und Protestanten. Es war eine stimmungsvolle Totenfeier, und die Opferschale floß über vom Silber der Reichen und vielen Pfennigen der Armen. Noch heute kommen mir die Tränen, wenn ich daran denke.

Nun verlangten wir Protestanten auch eine Feier in unserer Kirche, zu der sich unser fanatischer Prediger, ein Königstreuer, nur schwer entschloß. Die Dekoration der Kirche, bei der auch unsere Fahne wieder mitwirkte, übernahmen wir. Der Prediger konnte es sich nicht versagen, von der Kanzel herab sich salbungsvoll über die Worte zu verbreiten: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet"; als er aber taktlos genug war, den König mit hereinzuziehen und zu erklären: „Ich halte es mit diesem König", da ging ein nicht mißzuverstehendes Räuspern, unwilliges Murren und lautes Scharren durch die Kirche, worauf die Predigt etwas plötzlich schloß.

Bis zur Revolution war jeden Sonntag nach dem Gottesdienst ein langes Gebet für den König und Anhang gesprochen worden, das hatte man auf allgemeines Verlangen überall gestrichen. Als aber die Reaktion wieder mächtig wurde, wurde auch das Königsgebet wieder eingeführt. Am ersten Sonntag, da dies in Xanten geschah, stand ich halber Backfisch auf und verließ mit Geräusch die Kirche, die Türe heftig hinter mir zuschlagend. Von da an ging ich überhaupt nicht mehr zum Gottesdienst.

Nun kam eine bewegte Zeit: ein deutsches Parlament sollte gewählt werden; man riß sich um die Zeitungen. Ein einiges Deutschland wurde geträumt. Dem König von Preußen trug man die Kaiserkrone an, die er aber ausschlug. Denn eine Krone, die das Volk ihm anbot, war für ihn „von Dreck und Letten". nur aus den Händen des Adels hätte er sie angenommen. Oh, über das gekrönte Gesindel und das bis zum Blödsinn geduldige Volk! Wie hat dieses nachmals den Kaiser Wilhelm den Ersten gefeiert und bejubelt, und doch war er es gewesen, der als Kronprinz den Befehl gegeben hatte, mit Kanonen auf das friedliche Volk zu schießen, das sich dankerfüllt — Reformen waren verheißen worden! — vor den Toren des Schlosses drängte. Er hat das furchtbare Blutbad, das nun folgte, verschuldet. Verkleidet, als ein „Herr Lehmann" mußte er fliehen, gefolgt vom Haß der Besten im Lande. Wir aus jener Zeit haben uns ein Teil von jenem Haß herübergerettet ins Reich. Mit welchem Recht, das beweisen uns die trostlosen Zustände von heute.

Die echten deutschen Farben wurden verboten, das preußische Weiß verdrängte das Gold und Rot; aber die Jugend wußte an Kleidern und Hüten unentwegt den Gedanken zum Ausdruck zu bringen: Pulver ist schwarz, Blut rot, und golden flackert die Flamme! Selbstverständlich gehörte auch ich zu dieser Jugend!

Im Frühjahr 49 kam ich nach Berlin, in das Haus meiner Tante und Patin, Mutters liebster Freundin, der Gattin des Stadtschulrates Schulze, zu dem sie ihr Leben lang wie zu einem höheren Wesen aufsah. Hier wurde ich mit Liebe und feinstem Verständnis in Musik und Literatur eingeführt. Nie vergesse ich den erschütternden Eindruck, den Mozarts Don Juan auf mich machte, hatte ich doch noch kein anderes Orchester gehört, als die Militärmusik in Wesel! Auch Klavierstunden (bei einem Schüler Mendelssohn) wurden mir zu teil. Und da ist mir auf dem Weg vom Gesundbrunnen, wo Schulzes — damals eine volle Stunde von Berlin entfernt — ihre Sommerwohnung hatten, bis in die Friedrichstraße, wo mein Klavierlehrer wohnte, ein kleiner Zwischenfall begegnet, der mir heute noch Freude macht. Ich trug immer eine rote Nelke am Kleid, wenn ich in die Stadt ging. Da sprach mich eines Tages ein Arbeiter an: „Sie tragen eine rote Nelke, ist das Zu-

„Wein oder nicht Wein"

— das war die Frage ... die an der Urabstimmung der Migros über den Verkauf von Alkohol in ihren Betrieben entschieden wurde, wie wir in No. 15 unseres Blattes an dieser Stelle meldetem Anknüpfend an diese Meldung ersucht uns der **Verband schweizerischer Spezereihändler**, darauf aufmerksam zu machen, daß seine angeschlossenen selbständigen Lebensmittelgeschäfte seit Jahren alle ebenfalls alkoholfreie Getränke verkaufen. Alle Geschäfte und alle Restaurants, die den Konsumenten das Kaufen alkoholfreier Getränke ermöglichen, können der Sympathie derer gewiß sein, die um die schweren Schäden des Alkoholismus in unserem Volke wissen und gegen sie zu kämpfen gewillt sind. E. B.

Wer kommt auf den Herzberg?

Zum 3. Wochenendkurs des Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht am 8. und 9. Mai, 1948.

Zum dritten Mal erreicht uns der Appell zu einem Wochenendtreffen auf dem Herzberg. Es ist eine ausgezeichnete Idee, mit einer solchen Veranstaltung unter berufener Leitung die Gelegenheit für staatsbürgerliche Weiterbildung und zugleich gedankliche Aussprache zu bieten. Den zwei bisherigen Kursen war voller Erfolg beschieden und zwar hinsichtlich der Auswahl der Referentinnen, des Stoffes, wie auch der erfreulichen Teilnahme und des lebendigen, harmonischen Einvernehmens. Die vom Schweiz. Verband für Frauenstimmrecht beauftragte Leiterin, Frau Dr. H. Thalmann-Antenen umschreibt den Zweck der Veranstaltung in ihrem letzten Kursbericht folgendermaßen:

„Die vom Schweizer. Aktionskomitee inaugurierten Wochenendkurse auf dem Herzberg sollen der Sache des Frauenstimmrechts in einer besondern Art dienen. Sie stellen sich nicht die Aufgabe der üblichen Frauenstimmrechtspropaganda, die ihrem Wesen nach notwendigerweise in erster Linie in die Breite, nach außen wirken will, sondern sie möchten bei den Teilnehmerinnen den Gedanken der politischen Mitarbeit der Frau vor allem vertiefen. Das soll einerseits geschehen durch eine sachliche und gründliche Abklärung der mit der politischen Mitarbeit der Frau verbundenen Probleme, und sodann durch die Gewinnung einer im Ethischen fundierten gemeinsamen geistigen und sittlichen Haltung der Trägerinnen unserer Sache. Denn jede Bewegung, die von einer Idee ausgeht und nicht auf materielle Vorteile bedacht ist, kann sich nur dann durchsetzen und ihr Ziel erreichen, wenn die Idee rein erhalten und aus ihrem ethischen Gehalt stetsfort erneuert wird."

Nach dieser Zweckbestimmung sollen diese Tagungen ein Mittel sein, um die Sache der Gleichberechtigung auf lange Sicht vorzubereiten und das Anliegen durch eine stets sich mehrende Zahl von aufgeklärten, überzeugten, einsatzbereiten und solidarisch gesinnten, ethisch-sittlich gefestigten Trägerinnen zu untermauern. Das ist sicher wertvoller als demonstrative Aktionen, die nur von einer kleinen Schicht getragen werden.

Die erwartungsvollen und erwartungsfrohen Besucherinnen haben beide Male voll befriedigt von dem schönen, für diese Sache sinnvoll erwählten Volksbildungsheim Fritz Wartenweilers Abschied genommen. Nicht nur frisches Wissen und neue Erkenntnisse trugen wir mit heim, sondern auch das beglückende Erlebnis ungezwungenen, frohen Zusammenseins mit anderen denkenden, suchenden und für unsere gemeinsame Sache arbeitenden Teilnehmerinnen.

Der Wert einer solchen Tagungsgemeinschaft kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Angeregt durch ausgezeichnete Referate entwickelte sich jeweils eine lebhafte Diskussion im Plenum oder in Gruppen. Wir lernten dabei Vertreterinnen aus den verschiedensten Kreisen kennen — Junge und Aeltere — hörten aus ihrem Arbeitsbereich, und konnten uns mit ihren Anschauungen auseinandersetzen. Das gibt Ansporn und Maßstab für eigene Tätigkeit.

Wie schön, als Zukunftsbild sich vorzustellen, daß dort auf dem Herzberg, auf dem grünen Plateau des Aargauer Jura, die geistige Ebene geschaffen werden könnte, von der aus wir gemeinsam marschieren für die Idee von Gleichheit und Gerechtigkeit für uns Schweizerfrauen. Je mehr sich dort oben einfinden, desto fester wird die Verbundenheit und desto solider der Grund für die gemeinsame Arbeit. Es ist eine Institution auf Gegenseitigkeit: Wir fördern die Sache, die uns am Herzen liegt und erfahren selber Förderung geistiger und persönlicher Art. Mögen es wieder recht Viele sein, die es sich dies Jahr zum Erlebnis werden lassen!

Das diesjährige Programm ist um den Gedanken des 100jährigen Bestehens der Bundesverfassung gruppiert und dürfte deshalb von ganz besonderem staatsbürgerlichen Interesse und hoher Aktualität sein. — (s. Frauenblatt vom 2. April. Weitere Programme können bezogen werden von Frau Dr. H. Thalmann-Antenen, Ensingerstraße 3, Bern). G. B.-Sch.

Schweizerischer Verband für Frauenstimmrecht

Samstag, den 1. Mai 1948

XXXVII. GENERALVERSAMMLUNG IN FRIBOURG

TAGESORDNUNG:

Samstag, den 1. Mai, um 14.30 Uhr, im Hôtel de Fribourg

DELEGIERTENVERSAMMLUNG (öffentlich)

(Die Delegierten werden ersucht, ihre Delegationskarte vor Beginn der Versammlung gegen die Stimmkarten umzutauschen)

1. Aufruf der Delegierten;
2. Jahresbericht;
3. Kassenbericht und Jahresbeitrag (Antrag der Sektion Bern);
4. Beitrag an d. Schweiz. Frauensekretariat;
5. Ersatzwahlen in den Vorstand und Wahl von Rechnungsrevisoren;
6. Aufnahme von parteipolitischen oder konfessionellen Frauengruppen als Kollektivmitglieder (Art. 3 der Statuten);
7. Die Abstimmungen von Neuenburg und Zürich (Frau L. Nicoud und Frau Dr. A. Rigling);
8. Verschiedenes

Abendessen in den verschiedenen Hotels; für auswärts Wohnende im Hôtel de Fribourg

Um 20.15 Uhr: Oeffentliche Versammlung im Hôtel de Fribourg (1. St.)

Mme GONZENBACH, Berne
«Pourquoi les Bernoises demandent-elles le droit de vote communal?»

Mme Dr LEUCH, Lausanne
«La mère de famille et l'Etat»

Me André BARRELET, avocat, Neuchâtel
«Comment jugent les hommes»

Me Antoinette QUINCHE, avocate, Lausanne
«L'importance des associations féminines»

Mme VISCHER-ALIOTH, Présidente centrale, Bâle
«Les citoyennes anglaises et suédoises»

1848—1948 HUNDERTJAHRFEIER DER BUNDESVERFASSUNG

Oeffentliche Kundgebung der Schweizerfrauen in Bern

Aula der Universität (Hochschulstraße 4)
am 2. Mai 1948, um 10 Uhr

Vorsitz: Dr. Antoinette Quinche, Fürsprecher, Lausanne
Frau E. Vischer-Alioth, Basel

1. Eröffnung	Dr. A. Quinche, Lausanne
Gruss der Tessiner Frauen . . .	Frl. E. Bonzanigo, Bellinzona
Hundert Jahre Schweizer Demokratie Gedenkrede von Dr. Ida Somazzi, Bern	
2. Die Staatsangehörigkeit der verheirateten Frau	Dr. Elisabeth Frey, Basel Frau J. Robert-Challandes, Bern
3. Die Arbeit der berufstätigen Frau	Frl. H. Stucki, Seminarlehrerin, Bern Frau A. Brum-Ingold, Lausanne
4. Die zivilrechtliche Stellung der verheirateten Frau	Frau Haenni-Wyss, Fürsprecher, Bern Frl. E. Kammacher, Fürsprecher, Genf
5. Der Schutz der Familie	Frau M. Kissel-Brutschy, Rheinfelden Frau A. Jeannet-Nicolet, Lausanne
6. Die Bedeutung der Hausfrau . .	Frl. Dr. S. Preiswerk, Zürich Frau L. Nicoud-Charpillod, Neuenburg
7. Die Sozialversicherungen . . .	Frau Dr. M. Schwarz-Gagg, Bern Frl. S. Renaud, Sekundarlehrerin, Genf

Die von der Versammlung gefaßten Resolutionen werden dem Bundesrate zugestellt

Die Kundgebung wird gegen 16.30 Uhr beendet sein — Eintritt frei

Für das Schweiz. Aktionskomitee
für Frauenstimmrecht:
Antoinette Quinche

Für den Schweiz. Verband
für Frauenstimmrecht:
E. Vischer-Alioth

Die Volkshochschule

Nachklang zu der Arbeit von Dr. jur. H. Thalmann-Antenen, Bern.

„Die dringendste und unerläßlichste Aufgabe jedes demokratischen Staatswesens ist es deshalb, seine Bürger zum Gebrauche der Freiheit zu befähigen, sie als Menschen so weit zu bringen, daß ihnen Freiheit nicht Zügellosigkeit, nicht Herrschaft über den Schwächeren, nicht soziale Verantwortungslosigkeit bedeutet, sondern gewolltes Einführen in die Gemeinschaft."

Wer von uns „Freunden schweiz. Volksbildungsheime" hätte nicht die größte Freude an dieser weisen Aeußerung! Sind wir doch zu tiefst überzeugt, daß nur wertvolle Menschen eine segenbringende, blühende Demokratie zu schaffen imstande sind. Was schon Pestalozzi immer predigte, wird für alle Zeiten gelten: Nur durch Erziehung, durch Bildung zu schönem, edlem Menschentume befähigen wir ein Volk zu reinem Daseinsglück und zu Gründung und Ausbau einer traulichen Heimat, in der es für alle Arbeit, Brot und Kulturfreuden gibt. Wohl verfügen wir Schweizer über ein gut ausgebautes Schulwesen, das vor allem Kindern, Mittelschülern, Studenten und Berufsleuten das Beste zu geben sucht. Was uns aber fehlt, ist die intensive reine Menschenbildung, wie sie vor allem die Dänen, aber auch andere Nordländer seit Jahrzehnten zu höchstem Segen treiben. Auf dem „Herzberg" und in zahlreichen andern noch zu gründenden Volksbildungsheimen möchten auch wir die kulturfähigen jungen Erwachsenen aus allen Volkskreisen für einige Monate vor allem zu einem schönen Leben in warmer Gemeinschaft bei Verwirklichung ethischer Forderungen vereinigen. Den Geist zu wecken und die Seele auszuweiten und zu bereichern, wäre uns weiter ernstes Anliegen. Möglichst viele Volksgenossen möchten wir gewinnen für ein wertvolles Kulturleben in Liebe, Güte, Wahrheit und Rechtlichkeit und sie befreien von der Gefahr öden Vermaterialisierens und dem Versinken in erschlaffenden, entnervenden niederen Genuß. Wie der prächtige erste dänische Volkshochschullehrer Christen Kold hätten auch wir im Sinn z. B. den Bauern zu erziehen, von etwas anderem zu reden als „von den Ochsen, die sie letztes Jahr hatten, von den Ochsen, die sie dieses Jahr haben und von den Ochsen, die sie nächstes Jahr haben werden." Wohl soll der Tag ernste, angestrengte Berufsarbeit bringen; aber er müßte auch morgens verheißungsvoll niedersteigen aus der Ewigkeit, abends erlösend in sie versinken und vom Glanze ächter Kultur tröstend überstrahlt werden. Manch einem dürfte es dann vielleicht ergehen, wie jenem [illegible]nischen Bauern, der durch Grundtvig den geistigen Begründer des dänischen Volksschulwesens zu einem höheren Leben erweckt wurde und der darüber begeistert schrieb: „Noch steht seine Gestalt, wie ich sie damals sah, lebendig vor meinen Augen, als ob es nicht 27 Jahre, sondern ein Tag wäre seither. Nicht einen einzigen Augenblick verwandte ich Auge und Gedanke von ihm während der fünf Viertel Stunden, aber wie es mir vorkam, nur ebensoviel Minuten dauernden Vortrages, und mir scheint noch, ich sehe und höre Danebrog (das dänische Reichsbanner) flattern über seinem Haupt ... Jede Seite in meinem Innern widerhallte ... Es war für mich — und gewiß auch für viele andere — volle Wahrheit, was er am folgenden Tage sang:

Wie ein Donner klang das Wort,
Rollte über Wäldern,
Traf und wie ein Blitzesschlag
Warf es Glanz auf Wogen.

„Das ist der denkwürdigste Tag in meinem Leben", rief ich, als er zu Ende war, und noch immer steht er vor mir als der inhaltvollste, den ich erlebt ... Jetzt hatte ich etwas, für das ich leben konnte."

So beglückt waren die ersten Teilnehmer an den Kursen bei Christen Kold, daß sie ihn baten, auch Frauen aufzunehmen, damit ihnen dasselbe Heil erblühe. —

Heimgekehrt würden auch bei uns die ehemaligen Volkshochschüler das neue gute Leben in Familie, Gemeinde und Staat weiterführen und so zu den denkbar besten Führern der weniger kulturfähigen Bürger, die unbewußt immer nach Führung verlangen, werden. Kann man sich höheren Segen für eine Demokratie denken? Und müßte nicht schließlich darob auch uns Frauen die längst selbstverständliche Forderung nach politischer Gleichberechtigung endlich erfüllt werden?

Und damit wären wir bei der Bitte angelangt: Helft mit beim Ausbau eines blühenden schweizerischen Volksbildungswesens! Wir haben viele, viele neue „Freunde" nötig. Mit einem jährlichen Mitgliederbeitrag von mindestens 2 Fr. könnt ihr euch zu uns gesellen. Bitte, sendet den bescheidenen Betrag an den Kassier Fritz Bachmann, in der Sommerau 14, Zürich.

R. Grunder-Rellstab

Internationaler Frauenbund

Vom 10. bis 13. Mai hält der Vorstand des Internationalen Frauenbundes (Conseil International des Femmes) in Zürich seine diesjährige Geschäftssitzung. Leider ist es den in Uebersee wohnenden Vorstandsmitgliedern (aus den USA., Canada, Südamerika, Südafrika, Indien und Australien) nicht möglich die Reise zu unternehmen; die Mitglieder aus Europa jedoch (Belgien, England, Frankreich, Norwegen, Holland und der Schweiz) werden vollständig erwartet. Der Internationale Frauenbund ist bekanntlich die älteste und umfaßendste internationale Frauenorganisation, 1888 gegründet.

Die Statuten umschreiben seine Ziele wie folgt:

1. Eine Verbindung herzustellen zwischen Frauenorganisationen aller Länder der Welt zwecks Meinungsaustausches im Hinblick auf tatkräftiges Sicheinsetzen für das Gemeinwohl, das Wohl der Familie und des Einzelnen;
2. auf die Beseitigung alles dessen hinzuarbeiten, was die Frauen benachteiligt.

Da der Bund Schweizerischer Frauenvereine dem Internationalen Frauenbund angeschlossen ist, wird jedes Mitglied eines Bundesvereins zugleich Mitglied des J. F. B. Ueberdies besteht die Möglichkeit der direkten Mitgliedschaft, auf drei Jahre oder auf Lebensdauer. Das Internationale Bulletin, dessen nächste Nummer im Mai erscheinen wird, kann von jedermann abonniert werden.

Nachdem im Herbst 1947 eine Schweizerin als Präsidentin gewählt wurde, siedelte im Januar 1948 auch das Sekretariat nach Zürich über; es ist Frankengasse

---

fall, oder wissen Sie, was das bedeutet?" Ich versicherte ihm, es sei kein Zufall, und ich wisse genau, was das Rot bedeute. Worauf er sich die Blume „zum Andenken" ausbat. Ich gab sie ihm, wir schüttelten uns die Hände, und er begleitete mich noch ein Stück Weges, nicht ohne sich vorher zu erkundigen, ob es mir nicht unangenehm sei, mit einem Mann im Arbeitsgewand zu gehen.

Nun wünschte ich erst recht, den Friedrichshain zu besuchen, wo die Märzgefallenen bestattet sind. Tante ging jeden Tag mit mir, Sammlungen zu besehen, oder Ausstellungen zu besuchen. Sie fügte sich also auch diesem Wunsch und trippelte geduldig, wenn auch teilnahmslos, auf und ab, während ich Namen, Alter und Berufe von den Gedenksteinen las und mir meine Gedanken machte. Beim Mittagsmahl um vier Uhr fragte Onkel: „Nun, was habt ihr heute vormittag gemacht?" Ich berichtete in aller Unschuld. „Wie seid ihr denn dazu gekommen?" rief Onkel Schulze sehr entrüstet, und Tante beschönigte: „Bertha wollte doch gern den Ort mal sehen, von dem so viel gesprochen wird." Da ging mir ein Lämpchen auf über die politische Gesinnung dieser sonst so lieben Menschen: Reaktionäre also, „Ruckwartser", wie wir sie in Xanten genannt hatten.

Noch deutlicher verriet sich diese Einstellung anläßlich des „Griechischen Kränzchens", das sich alle vierzehn Tage bei uns versammelte. Lauter trockene Philologen, die griechisch kauderwelschten und sich mit ihrer Gelehrsamkeit gegenseitig imponierten. Unterbrochen wurde dieses Turnier durch ein solennes Nachtessen, bei dem auch die Frauen zugegen sein durften. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Zweite Kammer solle aufgelöst werden wegen „frecher" Reden. Während des Essens wurde darüber heftig debattiert: da plötzlich Geschrei auf der Straße! „Bei der Peterskirche ist geschossen worden. Man baut Barrikaden!" Tumult, Getrommel, Soldatenmarschschritt. In unserer stillen Heiligen Geiststraße — damals das Wohnquartier der Gelehrten und Schulmänner — war weiter nichts wahrzunehmen. Auf die Straße durfte ich nicht, und vom offenen Fenster holte man mich weg. Unsere tapferen Griechen, eben noch ineinander verbissen, wie die Kämpfer bei Marathon, waren verschwunden, wie Spreu vor dem Winde, einige Hüte und Ueberzieher in der Eile treulos im Stiche lassend.

Andern Mittags kam der Student Waldemar Kob, der bei Schulzes freie Wohnung und freien Tisch hatte, ins Zimmer gestürmt, rufend: „Eben wird am Petriplatz die Barrikade weggeräumt! Dort sind gestern friedliche Bürger erschossen worden. Jetzt wird alles geleugnet, aber die Blut- und Kugelspuren beweisen, wie wieder einmal auf höheren Befehl die Soldateska gehaust hat." Da wird die Tür aufgerissen, Onkel Schulze erscheint zitternd vor Zorn auf der Schwelle und schreit: „Schweigen Sie! Wollen Sie mir die Bertha zur Demokratin machen?" Worauf mein tapferes Köbchen: „Das dürfte mir schwer werden! Wenn Sie nicht wissen, daß sie eine Demokratin von reinstem Wasser ist, müssen Sie sehr kurzsichtig sein." Sprach's und verschwand. Als ich nach und nach in meinen großen Berliner Verwandtenkreis hineinwuchs, wurde mir vieles klar. Selbst da, wo alles miteinander vervettert und verschwägert war, standen die Gesinnungen feindlich gegeneinander. Man war freilich übereingekommen, daß bei Familienzusammenkünften aus Rücksicht auf unsere prächtige Großmutter und deren ebenso allseitig verehrte Schwägerin, verwitwete Oberkonsistorialrätin Snethlage, von Politik nicht geredet werden dürfe. Aber Onkel Carl, Hofprediger König Wilhelms des Vierten, durfte [illegible]ur eine reaktionäre Bemerkung machen, und Onkel Wunder, ein waschechter Demokrat und kleiner Feuerkopf, explodierte. Die jeweiligen Anhänger aller Schattierungen ergriffen Partei, und sofort war eine bitterböse Redeschlacht im Gange. In vielen Familien kam es damals zu Ehescheidungen, Eltern sagten sich von den Kindern, Kinder von den Eltern los, und Geschwister, die ein Herz und eine Seele gewesen waren, standen gegeneinander auf. So heftig wirkte der politische Zündstoff!

In diesem Sommer brach der Badische Aufstand aus. Sofort eilte Beust von Paris, wo er sich vor den Verfolgungen der Reaktion in Sicherheit gebracht hatte, dorthin, wo er seine alten Freunde von 48 wiederfand. Freund Kob versorgte mich mit Nachrichten. Was ich nicht brieflich von den Meinigen erfuhr, brachte er mir aus den Zeitungen. So freuten wir uns im stillen über die Siege der Freischaren und trauerten gemeinsam über das schließliche Fehlschlagen der guten Sache. Als die Reaktion wieder am Ruder und der Aufstand endgültig niedergeschlagen war, kamen uns allerhand erschreckende Gerüchte zu Ohren von Gefangennahme der Anführer und scheußlichen Grausamkeiten, die das „herrliche Königsheer" sich zu schulden kommen lasse. Endlich erhielt ich die beruhigende Nachricht, daß Beust mit mehreren andern Anführern der Freischaren glücklich in die Schweiz entkommen war.

Meine Mutter brachte das große Opfer, mit meiner Schwester in die Schweiz zu reisen, wo sie nach der angst- und qualvollen Trennungszeit ihren Verlobten, Beust, wiedersah. Wie meine Mutter die Mittel für die Reise und den wochenlangen Aufenthalt in Zürich aufgebracht hat, ist mir heute noch unbegreiflich. Was kann aber eine Mutter nicht? Ein Bibelwort sagt: „Der Glaube versetzt Berge". Mutterliebe kann noch viel mehr. Die Reise war ohnehin kein Vergnügen: auf der Eisenbahnfahrt durch Baden hörten sie die Schüsse knattern, mit denen die gefangenen Freischärler, recht raffiniert vor den Augen ihrer Kinder, Frauen und Bräute, niedergeknallt wurden. Und die Soldaten fühlten nicht, daß sie ihre eigenen Brüder mordeten.

Heimweh nach meiner Mutter trieb mich später für einige Tage nach Xanten, wo es sich bald herausstellte, daß das Leben im Hause meines schrulligen Onkels sich so zugespitzt hatte, daß eine Trennung nötig wurde. Mutter und Schwester übersiedelten nach Zürich, ich kehrte nach Berlin zurück, um meine Studien fortzusetzen und mir die Fähigkeit zu erwerben, Geld zu verdienen und mich selbständig zu machen. —

*

Hier enden die Erinnerungen meiner Mutter an das „Tolle Jahr". Als vor etwa zwanzig Jahren ein kleines Daguerreotyp aus der Mädchenzeit meiner Mutter bei einem hiesigen Photographen lag, stieß ein sehr alter Zürcher Herr darauf und rief: „Aber das ist ja Berta Lipka, zu meiner Zeit die Musiklehrerin in Zürich!" Ich selbst erinnere mich, von ihr die Namen Schultheß-Rechberg, Nüscheler-Schultheß, Jelmoli, Fröbel gehört zu haben. Auch Spitteler saß gern in ihrer Sofaecke und grübelte über seine musische Bestimmung. Den Sohn Fr. Th. Vischers hat sie von seinen Gymnasiastenjahren an bis in seine Studentenzeit künstlerisch geleitet. Ebenso einen jungen Bündner Polytechniker, seinen Freund. Er hieß Johannes Roner und wurde nachmals mein Vater.

untergebracht und steht für internationale Auskunft über Fraueninteressen zur Verfügung. E.

Frauenweltbund für gleiches Recht und gleiche Verantwortung

Vom 25. bis 31. Mai sollen in Rom am Sitz der Alleanza femminile italiana, 32, Piazza Augusto Imperatore verschiedene Sitzungen des Weltbundes stattfinden, speziell für die Mitglieder des sog. Internationalen Komitees, in dem die Vorsitzenden der angeschlossenen Nationalverbände sitzen. Außerdem sind folgende internationale Kommissionen dazu aufgerufen worden: 1. Frieden; 2. Gleichheit der Moral; 3. Gleichheit der zivilrechtlichen und politischen Stellung für Mann und Frau; 4. Wirtschaftskommission. Vorgesehen sind Besprechungen über: „Wo steht die Frauenbewegung? Wie kann der Weltbund den Verbänden helfen in Ländern mit und in Ländern ohne Frauenstimmrecht?" „Wie können die Frauen in und außer dem Hause die wirtschaftliche Unabhängigkeit erwerben?" Ferner wird der folgende Kongreß im Jahre 1949 besprochen, und an einer öffentlichen Abendversammlung soll gesprochen werden über „Der Friede und die Demokratie". Man hofft auf eine Beteiligung von Frauen aus dem nahen Osten und will mit ihnen eine besondere Sitzung unter dem Motto abhalten: „Frauen des Ostens und des Westens".

Essen Sie auch reichlich Vitamine?

Man hat lange Zeit geglaubt, daß es zu unserer gesunden Ernährung ausreiche, wenn wir mit den Nahrungsmitteln: Kohlehydrate, Fette, Eiweiß und kleinere Quanten organischer Salze zu uns nehmen. Nun zeigte es sich aber mit der Zeit, daß in unseren Speisen gewisse chemisch nicht nachweisbare, in winzigen Mengen vorhandene Nährstoffe enthalten sein müssen, deren Anwesenheit für ein gesundes Leben einfach notwendig ist. Mancher fühlt sich gar nicht gut, er fühlt sich sogar sehr elend, er geht zum Arzt, und dieser sagt zu ihm nun: „Wissen Sie eigentlich, was Ihnen fehlt? Sie leiden an ausgesprochenem Vitaminmangel!" Sie brauchen deshalb nun aber wirklich nicht zu Tode erschrecken, oder gar überängstlich wegen eines solchen Mangels werden, denn das Rezept hierfür lautet höchst einfach: „Genießen Sie fortan viel Gemüse und auch reichlich Obst!" Mancher krankhafte Zustand des Körpers, wie beispielsweise abnorm auftretende große Müdigkeit, Storbut, Rachitis, schlechte Verdauungstätigkeit, sogar nicht selten Zahnerkrankungen, läßt sich vom Arzt leicht auf Vitaminmangel zurückführen. Die Vitamine, welche in den Nährstoffen nur in sehr geringen Mengen vorkommen, sind für den gesamten Zellenstoffwechsel unentbehrlich. Fehlen sie oder sind sie eben nur in ganz ungenügenden Mengen vorhanden, so liegt halt begreiflicherweise der Stoffwechsel danieder, worunter in erster Linie die Blutbildung leidet und durch die Schwäche des Organismus die Empfänglichkeit für Infektionen aller Art gesteigert wird. Der gänzliche Mangel an Vitaminen mit den dadurch bedingten Mangelkrankheiten ist in Amerika selten, hingegen in den europäischen Kriegs- und Notgebieten äußerst häufig anzutreffen, und selbst auch in normalen Zeiten machen sich zu gewissen Jahreszeiten die Folgen von ungenügender Vitaminzufuhr stark fühlbar. Das Ansteigen der Infektionshäufigkeit in den Frühjahrsmonaten wird hauptsächlich auf den Mangel an frischen Gemüsen und ebensolchen Früchten zurückgeführt, und auch der weitgehende Ersatz des vitaminreichen Vollkornbrotes durch das recht vitaminarme Weißbrot wird für ähnliche Folgen verantwortlich gemacht. Wir sollten daher unter allen Umständen die gemüse- und obstreiche Zeit ausnützen, um uns genügend mit „eisernen" Reserven im Körper für den Winter einzudecken. Jedes Obst und Gemüse besitzt wenigstens eines der uns inzwischen bekannt gewordenen Vitamine: A, B, C, D, E oder F; diese stellen eben wichtigste Nähr- und Schutzstoffe dar. Vor einer falschen Ernährung, in der geeignete Vitamine und somit gewisse Ergänzungsstoffe fehlen, hüte man sich. Der Bedarf ist eben abhängig von der Ernährung und vom Alter, nicht zuletzt auch von der jeweiligen Jahreszeit. Anfänglich glaubte man, solche Zustände einfach durch die Zufuhr von genügend Vitaminen behandeln zu können. Es zeigte sich aber, daß man damit in den meisten Fällen absolut nichts förderte, sondern den bestehenden Krankheitszustand nur noch wesentlich verschlimmerte. Die verschiedenen Vitamingruppen zeigen halt jede eine andere Wirkung im Körper, deshalb muß der Arzt bei Vitaminmangel den Erkrankten ganz individuell behandeln, ein darauf los essen von allen möglichen Vitaminen könnte nur unheilvolle Folgen im Organismus zeitigen. Man unterscheidet ganz verschiedene Arten, die zum Teil in Fetten und zum Teil in Wasser löslich sind. Als spezifische Vitaminwirkungen, die von den meisten Arten ausgeübt werden können, sind hervorzuheben die Anregung des Wachstumes, die Aufrechterhaltung des natürlichen Widerstandes gegenüber Ansteckungen, die Verhütung von Anämien und von Blutungen, die normale Knochenbildung und die Magen-Darm-Funktion. Unter den nicht operifischen Wirkungen, die auch von anderen Stoffen ausgelöst werden können, sind hervorzuheben die Hebung der Widerstandskraft gegen Infektionen, die Entgiftungsfähigkeit, die Antikörperbildung, die antibakterizide Wirkung. Als Hauptlieferant der Vitamine ist in erster Linie der Lebertran zu nennen, in ihm wie in Butter, Eiern, Karotten, gelben Rüben ist in hohem Maße das Vitamin D zu finden. Das Vitamin A finden wir ganz speziell in Spinat, Erbsen, Salat, Tomaten, ferner in allen stark gefärbten Obstarten (Aepfeln, Pflaumen, Bananen usw.). Das Vitamin B findet sich vorwiegend in den Pflanzen. Sein Fehlen erzeugt die Tropenkrankheit: Beri-Beri. Das Vitamin C ist vornehmlich in Zitronen, Orangen, den meisten Kohlarten, Spargeln, rohem Beerensaft und Kartoffeln enthalten und verhindert durch sein Vorhandensein das Auftreten des Skorbutes. Professor Windens an der Universität in Göttingen hat nun auch das Vitamin E gefunden, dem man eine besondere Bedeutung für die Fruchtbarkeit zuschreibt. Auch das Vitamin F ist uns seit einigen Jahren durch Evans und Burr bekannt gemacht worden. Durch Versuche an Ratten, die man längere Zeit fettfrei ernährte, konnte man typische Mangelsymptome feststellen: Wie Stillstand des Wachstums, schwere Hautentzündungen und Haarausfall. Beim Menschen stellte man fest: Daß ein Mangel an hochungesättigten Fettsäuren, schwere Hauterkrankungen, wie speziell Furunkulose zur Folge haben kann. Das Fett, das wir mit der täglichen Nahrung unserem Körper zuführen, hat einen wichtigen Einfluß auf unsere Haut und ihre zu verrichtenden, lebensnotwendigen Funktionen. Ich sagte, daß der Körper hochungesättigte Fette als Schutz- und Heilmittel zugeführt haben muß, will er gesund bleiben. In allen natürlichen Fetten wie in Lein-, Mohn-, Nuß-, Traubenkern-Oel, auch im Lebertran kommen hochungesättigte Fettsäuren vor, es handelt sich hier vor allem um die Linol- und Linolensäuren, die eben als freie Säuren oder deren Glyceride wirksam sind, und die der Mensch unbedingt braucht. In Vitamin F trifft man diese hochungesättigten Fettsäuren in wohltuender Weise an, und man nimmt an, daß sie einen die Haut schützenden, sogenannten Säuremantel erzeugen, der aus Wasserstoffionen besteht. Gerade während des Krieges hat man das Ansteigen dieser unliebsamen Furunkulose in schwerster Form feststellen können und herausgefunden, daß man zur Heilung dieses Leidens zu Vitamin F-Konzentraten greifen muß, die man innerlich einnimmt und äußerlich mit Vitamin F-Salben über eine längere Zeitspanne behandeln muß.

Wichtig zu wissen ist ferner, daß in der gleichen Pflanze das Vitamin hauptsächlich in den Blättern enthalten ist, während die Knollen stets viel vitaminärmer sind. Die Gemüse, die mineralische Salze, Kalk, Phosphor, Eisen besitzen, soll man stets nur dünsten, niemals etwa gar stark kochen oder abwallen. Das Obst wird am besten roh mit der Schale verzehrt, nur für empfindsame Mägen gebe man es fein geraffelt oder nach ärztlicher Vorschrift gekocht dem Patienten, denn es enthält nämlich wichtige Mineral- und Süßstoffe wie wohltuende Fruchtsäure. Obst und Gemüse sind infolge ihres hohen Gehaltes an Zellulose wichtig für eine geregelte und zweckentsprechende Verdauungstätigkeit. Dr. P. Kr.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Nämistraße 26. Montag, 3. Mai, 17 Uhr: Literarische Sektion. Frau Beatrix von Steiger, Bern, liest die Erzählung „E Häreehucht" von Rudolph von Tavel. Gertrud Furrer-Schneider, Sopran, bringt Lieder aus der Rokoko-Zeit. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, den 3. Mai, steht um 14 Uhr eine Kundgebung der Schweizer Frauen zur Verfassungsfeier auf dem Programm, betitelt „Die Frau im Bundesstaat". Ach richtig, auch Sie lernten in der Schule einst Italienisch! Im Grunde genommen möchten Sie diese Kenntnisse längst wieder ein wenig auffrischen. Margherita Frey verhilft Ihnen gerne dazu, wenn St. Mittwoch, den 5. Mai um 14 Uhr, die Sendung „Italienisch für die Hausfrau" einschalten. „Musik im Kochtopf?" Was tut sich da? Harry Schraemli wird dies um 18.30 Uhr, ebenfalls Mittwoch, den 5. Mai unverbindlich ausplaudern. „Wo der Summermoode — Die Wäschelschneiderin — De Schneuggi" ergibt zusammengefaßt „Die halbe Stunde der Frau", wie sie jeweilen Freitag um 14 Uhr ausgestrahlt wird.

Redaktion:
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, ☎ 2 68 69.

Unmöglich!

daß es noch Haushaltungen gibt ohne

Dampfkochtopf „Securo"

Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!

SCHWABENLAND & CIE AG. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE

obi Raisin

Ein Traubensaft von besonderer Klasse

OBSTVERWERTUNGSGENOSSENSCHAFT BISCHOFSZELL

Institut MINERVA
Zürich
Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfinnenkurs

Schmerzen in Fuß und Bein? da hilft

P. TREFNY
allein
Zürich 1 Rindermarkt 7
Gegr. 1848 – Tel. 32 22 87

Frisch-Ravioli vom Spezialgeschäft
In 3 Minuten sind
Traiteur Seiler's
schmackhafte **Frisch-Ravioli** gekocht (Rezept auf der Packung)
Hergestellt aus Teig: Eiern, Weissmehl, Oel
Füllung: Is Fleisch und Aromaten
deshalb so nahrhaft!
Preis: 100 g Fr. –.60, Pack.: Kartons à 300 g
Punkte: 100 Mehl
Die LERREX-Ravioli in Dosen sind wieder erhältlich!
Uraniastrasse 7 Telephon 27 49 77

Hotz A.G. TEIGWAREN
sind Vorzüglich

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

FANNY MEYER
Poststr. 8 / Zürich
Mercerie / Bonneterie
Strümpfe
Wäsche
Blusen
Echarpen etc.
Kragen
Krawatten
Hosenträger etc.
Herrenwäsche

Inserate
haben Erfolg
im
Schweizer
Frauenblatt

Im Frühjahr
in die Mittelschule
ATHENAEUM
Dr. Ed. Kleinert
Zürich 8/32
Neumünsterallee 1
Tel. 32 08 81

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Die Pension „LES SAULES" Mont-sur-Rolle
bietet Ihnen:
sorgfältige Verpflegung, Erholung, Zimmer mit fließendem Wasser, Komfort, wunderbare Aussicht auf den See und die Alpen
Autobus-Halt: Mont Dessus
Tel. 7 56 51 Melles. Dufour
Das ganze Jahr offen!

Spinnrad
HANDWERK / KUNSTGEWERBE / HEIMARBEIT
St. Peterstraße 11 / Bahnhofstraße 31, Zürich 1
5 Minuten vom Paradeplatz / Telephon 23 30 89

Für die Sommerzeit:
Gartenmöbel
vorteilhaftes Gebrauchs-Geschirr für Ferienhäuser
Sommerstoffe
leichte, preiswerte Bastschuhe

PUTZARTIKEL
FINSLER'S QUALITÄTSPRODUKTE
6 x zufrieden
ist jede Hausfrau bei Verwendung von Finslers erstklassigen Putzartikeln:
1. **Bodenwichse „Münster"** enthält Bienenwachs und Terpentin, verbürgt trittfesten Dauerglanz. Für Liebhaber auch verschieden parfümiert erhältlich.
2. **Grafitol** Das klassische Mittel für gründliche Bodenreinigung in der **plombierten** Kanne.
3. **Grafitol-Glanz** ein vielbegehrtes **Schnellreinigungsmittel** für die tägliche Pflege aller Böden. **Wichst und glänzt in einem Arbeitsgang.**
4. **Metallglanz „Münster"** glänzt im Nu Silber und **alle Metalle.** Auch für Fenster anwendbar.
5. **Cristallwasser** Es gibt viele **Fleckenwasser,** aber nur **ein** Cristallwasser.
6. **Möbelpolitur „Münster"** seit Jahren beliebt zum Auffrischen aller Möbel.

Alle diese Artikel erhalten Sie in Drogerien und einschlägigen Geschäften wo nicht direkt beim Fabrikanten:
Finsler im Meiershof AG
Münstergasse 18, Zürich 1
Telephon 24 47 50
FINSLER'S QUALITÄTSPRODUKTE